Haltung des sächsischen Konservatismus zurückzuführen, der vom Anfang an Alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, um ihnen die Wege zu ebnen, sodann aber auf den antikapitalistischen Charakter der Bewegung, welcher in Sachsen in höherem Maaße zum Ausdruck gelangte als anderwärts.

„. . . . In einem Lande, das mit sozialistischen Bazillen so verseucht ist wie Sachsen, mußte naturgemäß dieser kapitalfeindliche Grundzug des Antisemitismus besonders deutlich zum Ausdruck kommen; dies ist geschehen, und hierauf sind in erster Linie die Siege der Antisemiten in Sachsen zurückzuführen.

„. . . . Schlimmer als er (der Antisemitismus. D. R.) kann auch der entschiedenste Sozialdemokrat nicht gegen Kapital und Besitz hetzen. Zu spät hat der sächsische Konservatismus dies erkannt, zu spät hat er eingesehen, daß er durch Begünstigung der antisemitischen Bewegung sich sein eigenes Grab gräbt. In Sachsen ist es jetzt dahin gekommen, daß, wenn nicht die bürgerlichen (!) Parteien die letzten Anstrengungen machen, das Land nur zwischen den Antisemiten und Sozialdemokraten zu wählen hat."

Die „Köln. Ztg." rechnet demnach die Antisemiten nicht mehr zu den bürgerlichen Parteien!

— **Ahlwardt** ist, wie nicht anders zu erwarten war, von den Antisemiten wieder in Gnaden aufgenommen worden. Er hat am Freitag an einer Sitzung des Agitationsverbandes der antisemitischen Partei theilgenommen und sich damit einverstanden erklärt, daß in Neustettin, wo er die Wahl ablehnt, Dr. Förster aufgestellt wird. Diese Schwenkung der Antisemiten in ihrem Verhalten zu Ahlwardt ist um so bezeichnender, als erst kürzlich die konservativen Führer v. Schlieffen, Krause und Dr. Mätzel im „Friedeberg. Kreisbl." Ahlwardt öffentlich beschuldigt haben, daß er sein Ehrenwort gebrochen habe, ohne daß Ahlwardt bisher sich von diesem Vorwurfe reinigte.

Was geben die Antisemiten auf ein Ehrenwort. Ein Mensch, welcher noch einen Funken Ehrgefühl hat, kann sich dieser Partei überhaupt nicht anschließen.

— **Stöcker** sprach am Freitag Abend in Berlin vor seinen Christlichsozialen über seine Wahlniederlage in Siegen und machte dieselbe besonders Herrn Böckel zum Vorwurf, dessen Antisemitismus nicht einen Schuß Pulver werth sei. Zu den Berliner Wahlen bemerkte Stöcker, es habe ihn mit einer gewissen Genugthuung erfüllt, daß der zweite Berliner Wahlkreis, das sogenannte Berliner Geheimraths-Viertel, von einem Sozialdemokraten im Reichstage vertreten werde.

— **„Wie weit sich die militärische Spürnase nach Sozialdemokraten erstreckt"**, schreibt die „Mannh. Volksstimme", „beweist uns ein Brief eines gedrängsteten Vaters an seinen in Mannheim beschäftigten Sohn, der uns vorliegt und dem wir entnehmen, daß Anfangs Juni l. Js. vom Bezirkskommando Mannheim ein Schreiben an das kgl. württembergische Oberamt . . . . . und von da an das Bürgermeisteramt des Geburtsortes des Gestellungspflichtigen kam, in dem die Fragen zur Beantwortung gestellt waren, ob der Gestellungspflichtige ein Führer der Sozialdemokratie sei oder sonst mit ihr in Verbindung stehe. Der Bürgermeister hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als in Begleitung des Ortsdüttels in die Wohnung des Vaters zu eilen und ein hochnothpeinliches Verhör anzustellen. Dadurch natürlich Entsetzen in dem elterlichen Hause. Der Vater macht dem Sohne die bittersten Vorwürfe über seine Undankbarkeit und Gottlosigkeit, daß er sich den „Sozialistischen" verschrieben habe und an Leib und Seele zu Grunde gehe, spricht den väterlichen Bannfluch aus, falls er nicht von dem Abwege zurückkehre und fest an Religion und Kirche und Kaiser und Reich halte, ruft Mutter und Brüder und Schwestern zu Hilfe und sieht sich schon mitsammt der ganzen Familie in den finstersten Winkel der Hölle verdammt, wenn es seiner väterlichen Autorität nicht gelingt, den ungerathenen Sohn den Krallen des sozialistischen Teufels zu entreißen. Kurz und gut, Jammer, Sorge und Unfriede ist durch das tölpelhafte Benehmen des betreffenden Schultheißen über die Familie gekommen. Und was ist durch die ganze Spürnaserei erreicht? Der Sohn hat sich nur noch enger an uns angeschlossen, weil er sich mit Recht über einen solchen Eingriff in seine persönlichen Verhältnisse entrüstet. Er hat sich hingesetzt und seinem Vater Kipp und klar geschrieben, daß er jetzt erst recht Sozialdemokrat bleibe, hat ihm auch ein Packet Broschüren und Zeitungen geschickt, aus denen zu ersehen war, was die Sozialdemokraten wollen, und es ist zu hoffen, daß der Vater, wenn der erste Schmerz über den verlorenen Sohn vorbei ist, die Schriften lesen und reiflich überdenken und über kurz oder lang vielleicht selbst Sozialdemokrat wird. Wir könnten also dem Mannheimer Bezirkskommando nur unseren tiefgefühltesten Dank dafür aussprechen, daß es auf diese Art für die Sozialdemokratie agitirt. Aber die Sache hat noch eine andere Seite und das ist die moralische. Sieht der Militarismus nicht das Verwerfliche in einer solchen Spionirerei, die sich nicht scheut, bis in den Schooß der Familien zu dringen und Unfrieden und Zwietracht dadurch zu säen? Nun, wenn er es nicht sieht, so werden sich hoffentlich Leute finden, die diesen wunden Punkt im Reichstage zur Sprache bringen. Die Gelegenheit giebt sich schon in den nächsten Tagen."

— **Zum deutschfreisinnigen Parteitag.** Ein „freisinniger Arbeiter" führt in einem Berliner Organe der freisinnigen Volkspartei Klage darüber, daß noch den für die Delegirtenwahlen bestehenden Einrichtungen die Wahl eines Arbeiters unmöglich sei. Der auf die heilige Sparagnes eingeschworene Arbeiter jammert dann:

„Freilich **macht es einen ganz andern Eindruck**, wenn Jemand anstatt Arbeiter sich Rentier, Kaufmann oder Fabrikant nennt. Ist denn aber der Parteitag eine Notablenversammlung? **Wenn es gilt zu thaten**, dann erinnert man sich des Bruder Arbeiter sehr wohl, weiß man doch, daß derselbe als Parteigenosse selbst dann seine Schuldigkeit thut, wenn, wie in Arnswalde-Friedeberg, Gefahren für Leben und Gesundheit vorhanden. Nicht nur thaten, sondern auch mitrathen wollen die freisinnigen Arbeiter."

Welcher Stolz, welches Selbstbewußtsein! Aber den Arbeitern, die 1893 sich noch im Schlepptau der Geldsackpartei ganz phrasenlos befanden, geschieht es recht, daß sie als Parteigänger dritter Ordnung behandelt werden. Wer sich damit begnügt, Stimmvieh einer Ausbeuterpartei zu sein, muß auch die Folgen tragen. De- und wehmüthige Klagen reizen nur zum Spott. —

— **Ueber die Erkrankung beim Infanterie-Leibregiment in München** hat das bayerische Kriegsministerium nun eine Erklärung erlassen. Dieselbe lautet:

1. Die beim Infanterie-Leib-Regiment verabreichten Nahrungsmittel, insbesondere die Konserven und Dörrgemüse sind nicht als Ursache der gegenwärtigen Typhusepidemie bei dem genannten Regiment zu betrachten. Ebenso wenig hat eine Vergiftung durch Fleisch, durch metallische oder sonstige Gifte stattgefunden. 2. Die Entstehung der Epidemie beruht auf den ungünstigen Untergrundsverhältnissen der Hofgartenkaserne als örtlicher und der abnormen Trockenheit der Frühjahrsmonate als zeitlicher Ursache. 3. Es muß nach den Ergebnissen der Untersuchung angenommen werden, daß der Typhuserreger durch das Wasser eines lediglich zu Reinigungszwecken benützten Pumpbrunnens (Kesselbrunnens) bei der Dampfküche der Hofgartenkaserne in den Spülbehälter dieser Küche gelangte, wo er in dem daselbst befindlichen Spülwasser unter dem Einfluß eines mittleren Wärmegrades die günstigsten Bedingungen für seine Weiterentwickelung fand. 4. Nach der ganzen Sachlage wird man zu der Annahme gedrängt, daß die weitere Verbreitung des Typhuserregers durch die mit diesem Wasser gespülten und dadurch infizirten Speisetransportkessel und Menagegeschirre der Mannschaften erfolgte.

— **Junker und Jude raus!** Der antisemitische Kukuk ist im warmen Junkernest, so kräftig gewachsen, daß er nun schon daran denkt, die Pflegeeltern hinauszuwerfen. Der Ahlwardt hat den Kriegsruf bereits ausgestoßen. In einem uns vorliegenden „Offenen Wort" an die Wähler von Arnswalde-Friedeberg erklärt er:

„Sie (die konservativen Gegner) sagen, ich sei Schuld an der Ausdehnung der Sozialdemokratie. Das ist unwahr. Die Junker und Juden, die das Volk ausschinden und zur Verzweiflung treiben, sind daran Schuld."

Erst der Jude, nun der Junker! Nun, so mußte es kommen. Und wenn auch der Ahlwardt, was wir ihm gerne bezeugen, „an der Ausdehnung der Sozialdemokratie" ganz unschuldig ist, so arbeitet er uns doch vortrefflich in die Hände. Die Herren Junker werden nicht sehr erbaut sein. —

Gewerkschaftliche Arbeiterbewegung.

∵ **Ein Verbandstag der Brauer** fand vergangene Woche in Nürnberg statt. Derselbe wurde am Donnerstag Morgens 9 Uhr vom Vorsitzenden des Deutschen Brauerverbandes, Kollegen Wiehle, eröffnet. Anwesend waren 20 Delegirte, die zusammen 64 Stimmen abzugeben haben. Zum ersten Vorsitzenden wurde Hilpert, zum zweiten Wiehle gewählt. Zu Schriftführern wurden Müllmer (Hannover) und Stein (Berlin) gewählt. Hilpert bittet, einzig und allein die Ziele des Verbandes hochzuhalten. Schmidt (Nürnberg) dankte den Delegirten, daß der Verbandstag in diesem Jahr in Nürnberg abgehalten wird, da gerade die Süddeutschen noch so wenig Interesse für unsere Sache haben; er hofft, daß auch hier mit der Zeit andere Ansichten Platz greifen. Zum 1. Punkt der Tagesordnung: Rechenschaftsbericht, kann Wiehle die erfreuliche Mittheilung machen, daß sich die Mitgliederzahl auch in diesem Jahr wieder verdoppelt hat, da jetzt der Verband 4580 Mitglieder zählt. Es haben sich aber auch in diesem Jahre wieder Mängel herausgestellt, die unter allen Umständen beseitigt werden müssen. Die obligatorische Einführung der Verbandszeitung war ein glücklicher Griff und muß auf diesem Gebiete weiter gearbeitet werden. Allen konnte natürlich auch in dieser Beziehung nicht Rechnung getragen werden. Die Agitation muß noch intensiver wie bisher betrieben werden und sind die Ansichten verschiedener Kollegen, daß dafür zu viel Geld ausgegeben werde, nicht richtig. An Unterstützung für Streiks wurden aus der Verbandskasse 1720 Mark gezahlt. Da der Verbandsvorstand Wiehle im vergangenen Winter schwer erkrankt war, mußte eine Aushilfskraft genommen werden und wurde Wiehle durch Kollegen Wenzel vertreten. Die statistischen Erhebungen haben gezeigt, daß in den 90 Brauereien, in welchen solche angestellt wurden, 13 Stunden gearbeitet wird und dabei kommen nur Städte in Betracht, in welchen die Arbeitsverhältnisse günstige sind. Die Kassenverhältnisse würden bessere sein, wenn die Vereinsvorstände ihren Verpflichtungen besser nachgekommen wären. Die Einnahmen betrugen 13,701 M. 38 Pf., die Ausgaben 11,525 M. 3 Pf. Die Ausgaben waren deshalb so groß, weil ein Defizit von über 1300 M., welches durch das Verbandsorgan entstanden war, gedeckt werden mußte. Das Vermögen des Verbandes beziffert sich gegenwärtig auf 1187 M. 75 Pf. — Hilpert-Berlin erstattet Bericht über die Agitation. Er führt aus, daß es wohl kein Gewerbe giebt, in welchem so gegen die Arbeiter von Seiten des Unternehmerthums vorgegangen wird als im Brauereigewerbe. Es ist die bisherige Unwissenheit der Arbeiter viel daran schuld und diese führt Redner wieder auf die vollständige Abgeschlossenheit der Brauer, die bis jetzt jeder Aufklärung unzugänglich waren, zurück. Referent warnte vor unüberlegten Streiks, wie solche gerade in dem letzten Jahre in den größeren Städten stattgefunden und dem Verbande große Opfer auferlegt haben, ohne daß Besonderes damit erreicht worden wäre. So bedauert Redner die Aussperrung in Hamburg, die sozusagen vom Zaune gebrochen wurde, ohne daß die dortigen Gewerkschaften damit einverstanden waren; durch diesen Streik wurde die Organisation schwer geschädigt, da der dortige Verein von 400 auf 95 Mitglieder herabgesunken ist. Redner empfiehlt das Bündniß, das uns von den amerikanischen Kollegen angeboten wurde, zu verwirklichen und uns international zu verbinden, worauf Referent große Hoffnungen setzt. Klein (Hamburg) erstattet Bericht über den Hamburger Streik, er hält diesen Streik für eine Provokation des Unternehmerthums und giebt zu, daß ein dortiger Kollege eigenmächtig vorgegangen sei und den Boykott über eine Brauerei verhängte, ohne sich mit dem Gewerkschaftskartell verständigt zu haben. Doch seien viele Vorwürfe, die den dortigen Kollegen gemacht werden, ungerecht. Die beiden Vertreter Stuttgarts können die erfreuliche Mittheilung machen, daß die Organisation dort sehr günstig steht und daß durch die Organisation in Gemeinschaft mit den Gewerkschaften schon sehr gute Resultate erzielt worden und zwar auf gütlichem Wege. Wiehle führt aus, daß es ja sehr gut sei, wenn in Güte Etwas erreicht werden kann, was aber leider nicht immer der Fall sei. So haben die Streiks in Berlin, Hannover, Mannheim, Elberfeld, Kiel, Lübeck usw. sehr gute Resultate erzielt und die Kollegen hätten vielleicht sehr lange warten müssen, bis man ihnen in Güte Etwas gewährt hätte. Klein-Hamburg und Kreutzer-Kiel konstatiren, daß es ihnen nie gelungen wäre, in Güte Etwas zu erreichen, nur die Macht der Arbeiter hat diesen Herren dort die Zugeständnisse abgezwungen. Nach Eröffnung der Nachmittagssitzung giebt der Vorsitzende Hilpert verschiedene Telegramme bekannt und kommen dann die Anträge der verschiedenen Zweigvereine zur Verlesung. Wiehle giebt bekannt, daß er einen neuen Statuten-Entwurf ausgearbeitet habe, welchen jeder Delegirte in seiner Mappe finden werde; es handle sich hauptsächlich um Aufnahme der Hilfsarbeiter in den Verband. Klein begrüßt diesen Gedanken, da derselbe gerade von Süddeutschen ausgehe, die bis jetzt immer gegen Aufnahme der Hilfsarbeiter waren. Auch Wittig-Frankfurt tritt warm für diesen Antrag ein. Nachdem eine längere Debatte über denselben stattgefunden hatte, wurde der Antrag einstimmig angenommen: 1. Der Verband führt in Zukunft den Namen: „Zentralverband der Brauer und verwandten Berufsgenossen Deutschlands". 2. Mitglied kann jeder in der Brauerei beschäftigte Arbeiter werden. Es wird hierauf in die Berathung der durch Annahme dieses Antrages nothwendig gewordenen Statuten-Aenderungen eingetreten. Von allen Rednern wurde besonders betont, daß unter allen Umständen darauf hingearbeitet werden müsse, die Leute außerhalb des Geschäftes schlafen zu lassen. Es sprechen hierfür verschiedene Gründe, so die große Unreinlichkeit, wie sie in den meisten Geschäften in

Feuilleton.

(Nachdruck verboten)

Stefan vom Grillenhof.

Roman von **M. Kautsky.**

(Fortsetzung.)

„Da hast Du das Brot, mein Kind," sagte der Professor und hielt es ihr hin. Sie langte gierig darnach und biß sogleich hinein. „Ich wette, das arme Ding hat heute den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen," fuhr er fort, sie mit einem mitleidigen Lächeln betrachtend. „Du hast Dich wie ein Vagabund wieder herumgetrieben, he?"

„Das ist entsetzlich!" rief die Gräfin. „Aber es ist gewiß so, wir haben sie vorhin im Park schlafend angetroffen; aber ist denn Niemand im Stande, über dieses wilde Geschöpf eine Art Autorität zu üben und dasselbe zu einem ordentlichen, regelmäßigen Leben anzuhalten?"

Wüst zuckte die Achseln. „Die ist zu sehr an die Freiheit gewöhnt, es dürfte schwer halten, aber ich werde es versuchen."

„Ach, Sie Professor, Sie sind selbst so eine wilde, ungezogene Pflanze," sagte die Gräfin halb scherzend, halb ärgerlich, „aber man mußte die Wunder von Ihnen erwarten."

„Die alte Huber? Die hat, glaube ich, ihr Lebtag keinen anderen Einfluß auf das Kind gehabt und keinen anderen Eindruck auf sie geübt, als den, welchen ein Steck hervorbringt."

„Die Huber?" rief die Gräfin, in jähem Schreck in die Höhe fahrend, aus.

„Ihre Mutter, sagte ich, die Huber," wiederholte der Professor.

„Ist das das Weib — des Stadtbanditen?" fragte die Gräfin mit stockendem Athem, „sprich Nandl?"

„Ja," sagte diese kurz und mit vollem Munde. Die Gräfin erbleichte bis in die Lippen; sie fühlte sich unwohl, einer Ohnmacht nahe, aber sie kämpfte mit aller Kraft dagegen. Sie wollte, sie durfte sich nicht anmerken lassen, wie sehr diese scheinbar so uninteressante Thatsache sie berührte; ja, sie suchte sogleich jede Bedeutung sich selbst gegenüber hinwegzuleugnen. Was war es denn auch, was regte sie so auf? Sie hatte die Milchschwester ihrer kleinen Maximiliane entdeckt; — aber ein furchtbarer Gedanke fuhr wie ein Blitz in ihre Seele — die Aehnlichkeit der Stellung vorhin, die an Maxime erinnert hatte? „Wahnsinn!" sagte sie sich. „Sie ist eine zufällige. Wie sollte es auch anders sein. Maximiliane, die Tochter Maxime's, ist todt; es steht im Kirchenbuch, es ist amtlich, gerichtlich konstatirt, wie kann man also denken, daß dieses entsetzlich wilde Geschöpf — wie könnte es auch! — Niemals! — Wahnsinn! Wahnsinn!" wiederholte sie sich.

Stefan hatte indeß mit Nandl freundlich und zuthulich gesprochen und ihr gesagt, sie möge sich neben ihn setzen. Sie blickte zu ihm auf und dann auf Valerie. Um ihren Mund zuckte es, aber sie antwortete nicht und setzte sich auch nicht. Da zog sie der Professor zu sich auf die Bank hernieder.

„Komm zu mir," sagte er, wie tröstend. „wir Beide, wir müssen überhaupt jetzt zusammen halten, Du weißt es ja schon, daß er uns verläßt, und zwar morgen mit dem frühesten. Du weißt es jetzt und Du findest Dich vernünftiger Weise darein, nicht wahr, Nandl?" Sie erwiderte nichts; sie hörte nicht auf, in ihr Brot zu beißen, aber schwere, lang an gerollte Thränen fielen darauf. „Er wird bei mir bleiben," fuhr der Professor fort, „und wo er mehr für Dich thun kann, das will ich thun, ich habe Dich ja als so eine Art Vermächtniß von ihm übernommen."

„Ja," sagte Stefan lebhaft, „und ich gehe leichter und beruhigt, seit ich weiß, daß der Professor sich in so großmüthiger Weise Deiner annehmen, daß er Dich beschützen, für Dich Sorge tragen will; versprich mir nun, daß Du Dich in Alles fügen, daß Du ihm in Allem gehorchen wirst."

„Ich will nicht mehr Kröten fangen," lispelte sie mit halb erstickter Stimme.

„Nun, das sollst Du auch nicht," sagte der Professor gutmüthig, „wir werden schon etwas Anderes für Dich finden, Du sollst einmal Etwas lernen, und ich werde mich selbst mit Dir beschäftigen."

„Das ist nicht nöthig," sagte sie.

„Ei, wie so denn, Nandl?"

„Weil ich fortgehe."

„Ah!" machten Alle.

„Fort!" lachte der Professor, „seht doch, wohin willst Du denn gehen?"

„Das werde ich nicht sagen."

„Was soll das heißen?" fuhr Stefan erzürnt auf. „Kommst Du mit so kindischen Schrullen und mit solchem Eigensinn, willst Du den Professor, willst Du mich betrüben, die wir es Beide so gut mit Dir meinen!"

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann sage es uns; was willst Du anfangen, wohin willst Du gehen? Wir müssen das wissen."

„Ich kann es aber nicht sagen."

„Auch mir nicht, Nandl?"

Sie sah plötzlich auf und blickte ihn unter Thränen mit einem fast triumphirenden Aufleuchten an. „Du wirst es ohnedies bald erfahren, Du!"

„Nandl!" — Stefan sah ihr mit einer Art komischer Desperation in das kleine Gesicht — „Nandl, Du willst mir doch nicht am End' nachlaufen!" Nandl senkte schnell das Haupt, der Professor und Hans aber brachen in ein lautes Lachen aus, so überaus erheiternd erschien ihnen diese Annahme. Aber Stefan kannte die Nandl besser, er wußte wohl, daß sie im Stande wäre, Ernst zu machen, und er sagte deshalb mit Strenge: „Nandl, ich verbiete es Dir, an so etwas Verrücktes auch nur zu denken, die Ausführung verbietet sich wohl von selbst, aber ich will nicht, daß Du Lindau verläßest, ich will, daß Du der Aufsicht des Professors Dich nicht entziehst, sei's auch nur für einen einzigen Tag."

Sie warf plötzlich den Rest des Brotes, den sie noch in der Hand hielt, auf den Tisch. Die stürmische Bewegung, die sie so lange zurückgehalten, sie brach nun unaufhaltsam hervor. „Und Du glaubst, ich soll Dich fortziehen lassen!" Ihre Stimme ging fast unter in Thränen, und ihr kleiner Körper zitterte. „Und ich soll hier zurückbleiben, allein, ohne Dich? Was wär' das für ein Leben, ich könnt' es nicht ertragen! Und Du sollst es nur wissen, Stefan: ja, ich will Dir nachlaufen, und wenn's auch noch so viele Meilen wäre! Nicht gerade neben Dir, ich weiß schon, das liegen sie nicht zu, und vor und neben und hinter Dir, da sind lauter Soldaten; aber ganz aus den Augen sollst Du mir doch nicht kommen, und ich werde immer in einiger Entfernung so nebenher traben, und wenn Ihr Halt macht, dann bring' ich Dir Wasser und Du giebst mir dafür ein Stück Brot, und wenn's dann zum Dreinhauen kommt, dann verstecke ich mich irgendwo, aber so, daß ich Dich sehen kann, oder besser, ich verschaffe mir eine Waffe, ein Gewehr, und wenn Dir einer an den Leib will, so schieße ich ihn nieder, aber wenn das Alles nichts nützt und Du wirst doch verwundet, dann will ich Dich pflegen, und, wenn Du stirbst, dann können sie mich gleich mit Dir begraben!"

„Nandl," rief Stefan und rang fast die Hände, „Du thörichtes Kind, was sind das für Gedanken, was hast Du für sinnlose Vorstellungen, Du armes, gutes Ding." Er erfaßte sie und zog ihren Kopf wie beruhigend an seine Brust. (Forts. folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18930704/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG